

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 34.

Dienstag, den 10. Februar.

1925.

(3. Fortsetzung)

Der „Blaue Reiter.“

Roman von Otfried von Sanckin.

(Nachdruck verboten.)

Frau Andrecht war auch jetzt vollkommen ruhig. „Auf mal sofort zur Polizei. Der Herr Kommissar möchte kommen, bei mir wäre eingebrochen.“

Das junge Mädchen zitterte. „Soll ich den Kutscher herausschicken, daß du nicht allein bist?“ „Unsinn! Glaubst du, der Dieb ist noch da? Marsch! Marsch!“

Mit verängstigtem Gesicht rannte das Mädchen davon, während der Kutscher, der natürlich etwas gemerkt hatte, schon mit dem Nachbar Lendert sprach.

Frau Andrecht aber schloß hinter sich die Tür, nahm einen Schlüssel aus ihrer Tasche und ging an ihr Bett. Dort war, hinter einem Bilde verborgen, ein eingemauertes Schränkchen in der Wand. Das Schlüsselloch war kaum zu sehen und sie öffnete.

„Gott sei Dank, davon wußte der Kerl nichts!“ Ein recht erfreulicher Stoß Wertpapiere zeigte, daß Witwe Andrecht trotz des Einbruchs keine arme Frau geworden. Sie kümmernte sich nicht weiter um den erbrochenen Schrank und ging durch die anderen Räume, in denen alles unberührt war. Es dauerte auch nicht lange, da kam der Kommissar Wildermut mit den beiden Gendarmen.

„Bei mir haben sie eingebrochen.“ „Teufel, ich habe doch den alten Petereit besonders angewiesen, das Haus zu beobachten, während sie fort waren.“

„Sind auch nicht durch die Tür gekommen, sondern durchs Hoffenster.“

„Fehlt viel?“ „Weiß nicht, wahrscheinlich mein ganzes Silber und mein Schmud. Habe noch nicht nachgesehen. Man soll ja wohl alles lassen, bis die Polizei kommt.“

„Vortrefflich, also — wo —“ „Im Schlafzimmer.“

Draußen hatten sich schon Menschen gesammelt und der Bäckermeister Gerber, ein freundlicher, dicker Mann, war mit in das Haus gekommen.

„Wenn ich Ihnen helfen kann, Frau Nachbarin?“ Frau Andrecht sah durchaus nicht hilfebedürftig aus und hatte ein ruhiges, strenges Gesicht. Sie konnte den dicken Bäcker nicht recht leiden, wie sie überhaupt nicht auf Nachbarschaft hielt.

„Danke, Elisabeth, Koch Kaffee!“ Der Kommissar war mit den Gendarmen in das Schlafzimmer getreten, auch der Bäcker und ein paar andere Nachbarn waren nachgedrängt, während draußen sich um den Wollhändler Lendert und den Kutscher ein dichter Kreis bildete. Der Kommissar ließ sich von der Witwe den Schlüssel geben und öffnete den alten Schrank.

„Das Schloß ist gar nicht berührt, es muß ein Mann gewesen sein, der genau wußte, daß der Himmel sich abheben läßt. Übrigens muß es ein Riesentier gewesen sein, daß er den Schrank allein von der Wand rücken und das Dach abnehmen konnte.“

„Vielleicht waren es mehrere?“

Der Oberwachtmeister Krüger kam aus dem Hofe.

„Nun? Spuren zu sehen?“ „Im Hof natürlich nicht, aber am Bach. Da ist an einer Stelle das Ufergras gedrückt. Hat sich nur wenig aufgerichtet und sieht aus, als ob da ein Kahn angelegt hätte. Außerdem sind in dem weichen Schlamm Fußtritte zu sehen, allerdings schon verwischt.“

„Von mehreren Menschen?“

„Nein, von einem.“ Draußen wuchs die Menge immer mehr und für den kleinen, schwachhaften Wollhändler Lendert, der gern seine Nase in alles steckte, war das ein Fressen. Er machte sich zum Mittelpunkt.

„Wenn das nicht —“ „Er schwieg vielsagend.“

„Wen meinen Sie?“

„Na, ich will nichts sagen, aber so etwas ist immer ein Hausdieb, der mit der Ortlichkeit Bescheid weiß. Sollte mich wirklich nicht wundern — und wenn man bedenkt, daß ich —“

„Was denn, Nachbar?“ „Werde mich hüten, mir den Mund zu verbrennen!“ Droben stellte der Kommissar fest, daß der Schrank leer war.

„Haben Sie ein Verzeichnis, Frau Andrecht?“

„Hier! Sehen Sie — ein Silberkasten mit Gedeck für vierundzwanzig Personen. Sechs silberne Armleuchter. Ein Kaffeeservice, innen vergoldet, eine Perlenkette, ein paar Brillantohrringe“ —

Und so ging es eine ganze Weile weiter, und unwillkürlich wuchs die Achtung des Kommissars und der mit hereingekommenen Nachbarn vor der Frau, die man zwar für reich gehalten, aber nicht für so reich, daß sie solchen Millionenverlust mit ruhiger Miene ertrug.

Der Kommissar schüttelte den Kopf.

„Ein Fremder von außerhalb kann's kaum gewesen sein. Der hätte sicher zuerst den Schreibtisch erbrochen. Das war sicher ein Mann, der mit allem Bescheid wußte. Hatten Sie denn fremde Dienstmoten?“

„Seit die Hanne geheiratet hat, habe ich mich mit meiner Enkelin beholfen.“

Oberwachtmeister Krüger warf ein:

„Ich glaube, Herr Lendert hat einen bestimmten Verdacht.“

„Auf wen?“

„Wie das so ist, er will nicht mit der Sprache heraus.“

„Bitten Sie ihn doch einmal herauf.“

Herr Lendert kam. Natürlich war das kleine Männchen förmlich geschwollen, daß er zugezogen wurde.

„Herr Lendert, Sie haben einen Verdacht?“

„Ich — aber — Herr Kommissar, wie sollte ich — nur so ein Gedanke —“

„Dann bitte ich zu sprechen —“

„Aber nein, Herr Kommissar —“

„Meine Herren, bitte lassen Sie uns einen Augenblick allein.“

Lendert und der Bäcker tauschten einen Blick. Lendert konnte einen kleinen Triumph nicht unterdrücken und der Bäcker ebensowenig seinen Ärger, daß er hinausgehen sollte. Dann waren der Kommissar,

Überwachmeister Schröder, Frau Andrecht und Herr Dendert allein.

„Nun bitte ich Sie, ganz offen zu reden.“
„Herr Kommissar, ich möchte um Himmels Willen nicht einen unbescholtene Mann beschuldigen, mit dem ich, ich möchte sagen, fast freundschaftlich verkehrte.“

„Es ist Ihre Pflicht, der Behörde zu helfen.“
„Ja, wenn es meine Pflicht ist, aber, wie gesagt, es ist nur —“

„Nur vorwärts.“
„Ich dachte nur, weil doch der Mann, der das getan hat, ein sehr starker Mann sein muß, weil er doch den Schrank rücken und den Himmel abheben konnte, und weil er mit der Öffentlichkeit Bescheid wußte, da glaube ich —“

Der Kommissar wurde nervös.
„Nun also, an wen dachten Sie?“
„Herrgott, so ein starker Mann wäre der „Blauwe Ketter“ und —“

Frau Andrecht erschrak und rief unwillig:
„Nein! Ausgeschlossen!“
„Über jetzt war das geschwätzige Männchen in seinem Fahrwasser.“

„Schließlich, die Gegend kannte er. Ist doch immer des Nachts über meinen Zaun gestiegen, wenn er die Hanne besuchen wollte, und als ich ihm das verbot, hat er sich einen Kahn besorgt und ist auf der Arche herangekommen. Ich hab' die beiden, so lange sie Liebesleute waren, oft genug in der Geißblattlaube beobachtet.“

„Nein! Nein!“
„Je mehr Frau Andrecht an den Zanf denken mußte, um so energischer wehrte sie sich gegen den Verdacht.“

„Und dann?“
„Was noch, Herr Dendert?“
„Herrgott, ich habe gestern selbst ein wenig geschäft in der Arche. Sie wissen, da stehen manchmal Forellen, und da habe ich im Ufergebüsch ein Taschentuch gefunden. Sehr sauber war's nicht, aber man soll nichts umkommen lassen, und in dem Taschentuch standen die Buchstaben R. und D. Ich dachte gleich, daß es der Denner verloren haben konnte, hab' ihn aber noch nicht fragen können.“

„Mann war das?“
„Gestern vormittag.“

„Nun ja, weil von den Spuren noch etwas zu sehen ist und sich das Gras noch nicht vollkommen aufrichtete, wird der Einbruch vorgestern nacht gewesen sein. In der Nacht vorher hat's geregnet, da wäre alles verwischt.“

„In der Nacht war doch Denner beim Erntefest.“
„Bädermeister Gerber, der es vor Neugier nicht ausgehalten hatte, war inzwischen leise wieder eingetreten, sah endlich kam die ersehnte Gelegenheit, sich auch wichtig zu machen.“

„Als ich erst spät am Abend, es mag so gegen zehn gewesen sein, noch nach dem Festplatz hinausging — Sie wissen, unfreier hat nicht immer Zeit, wie man möchte, da kam der Denner in vollem Lauf an mir vorbei. Wahrhaftig, er rannte, als sei ihm der Gottseibeiuns auf den Hacken. Ich glaubte, er wolle noch Schnaps holen, aber er ist nicht mehr zurückgekehrt.“

Frau Andrecht sah blaß und stumm da.
„Ist der Nachtwächter Peterett da?“

„Sawohl, Herr Kommissar.“
„Soll hereinkommen! — Sagen Sie mal, Peterett, was haben Sie in der Nacht, als das Fest war, beobachtet?“

„Nicht, Herr Kommissar.“
„Gar nichts?“

„Ne, Herr Kommissar, nicht!“
„Haben Sie den „Blauen Ketter“ in der Nacht nicht gesehen?“

„Doch! Der kam so zwischen zehn und elf ganz atemlos die Straße herauf und ging in sein Haus.“
„Und was sonst?“

„Nicht.“
„Ist denn sonst niemand gekommen? Auch der Denner nicht mehr?“

„Nicht.“

„Ist denn sonst niemand gekommen? Auch der Denner nicht mehr?“

„Nicht.“

„Ist denn sonst niemand gekommen? Auch der Denner nicht mehr?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Hypochonder.

Von W. B. Batten.

„Ihm galt es nicht, das helle Sonnenlicht in seine schmerzgeplagte Seele fand es keinen Einlaß. Unruhig schritt er über das Straßengitter, dessen silberne Stäbchen hell und leuchtend leuchteten. Was ging ihn die Sonne an, ihn, Fredrik Agidil, der an einem unheilbaren Leiden litt, das ihm die Freude am Leben nahm! Und gerade jetzt küßte er es ganz deutlich wieder, jenes gefährdete Fieber in der Nierengegend. Man war ja nicht so unwillig, man hatte sich medizinische Ratschläge verschafft und nachgesehen, da man nicht die Mittel besaß, einen ganz großen Arzt zu konsultieren. Ja, es gab einen, der ihm helfen könnte! Bombastus, der große Professor, dessen glorreicher Name in der alten und neuen Welt goldenen Klang hatte. Ja, der! Wie auf einen Erlöser hoffte Fredrik Agidil auf ihn. Seit zwei Jahren sparte er nun, um den Betrag zu sammeln, den er dem Gemahligen erlegen mußte, wenn er am Leben bleiben wollte. Aber so oft die Summe nahezu beisammen war, kam irgend eine unvorhergesehene Ausgabe, und dann zerfiel der schöne Traum vollständiger Genesung, und wieder reißten sich die traurigen Tage dumpf und äde aneinander. Frau Minna, die hübsche Witwe, bei der er wohnte, betrachtete ihn mit traurig zärtlichen Blicken und glaubte, er leide an einer Krankheit des Gemütes, die ihre Liebe ihm heilen könnte. Ihre schüchternen Versuche, ihn zu erheitern und dem blühenden Leben — welches sie in ihrem rosa gekümmten Rattunfleide darzustellen wünschte — wiederzugeben, prallten an seiner üblen Laune ab. Doppelt verbissen sah er sich nach solch feinen weiblichen Angriffen hinter den rauhen Wall seiner Einlamtheit zurück. Nein, er fand keine Freude an den Frauen, an dem lachenden Zauber des trauten Besammelens. Sein Sorgenkind war die Nierengegend seines Körpers, den er besitzte und hegte, dem er diente wie einem strengen Gott, der täglich seine Opfer forderte. Und so sah er stundenlang einlag in seinem Zimmer und glaubte deutlich zu fühlen, wie sich das grobe, das todringende Unheil in seinem Innern vorbereite, jene Krankheit, die nur Professor Bombastus zu heilen vermochte. Einmal dachte er daran, den großen Arzt um eine Gratifikation zu bitten. Aber man hatte ihm erzählt, daß Bombastus sehr abweisend sei und nur diejenigen mit seiner Weisheit beglücke, die imstande seien, sie mit Gold aufzuwiegen. Also wartete er mit zusammengebissenen Zähnen weiter. Er rauchte nicht, er vermied jede unnütze Ausgabe, er ging zu Fuß, anstatt die Straßenbahn zu benutzen und wartete auf seinen „großen Tag“.

Daran dachte Fredrik Agidil jetzt, als er sorgenvoll durch die leuchtenden Straßen schritt.

Dabeim empfing ihn anheimelnder Sweißdunst, und er hörte Frau Minna in der Küche hanieren. Bei Tisch war er seitdem einfüßig und sah sie, die heute in himmelblauer Seide prangte, kaum an.

Frau Minna tat sehr geheimnisvoll. Sie trug all ihre Ringe und hatte den Tisch besonders stercklich gedeckt. Mißtrauisch sah Fredrik Agidil da und wartete. Als sie ein braunes Huhn auf silberner Platte vor ihn hinstellte, fürchte es die Stirn.

„Was soll der Aufwand? Haben wir heute Feiertag?“
„Herr Agidil,“ ihre Stimme klang voll vor Freude fast über. „Ich habe einen Haupttreffer gemacht!“

Er starrte sie an. Sie plauderte fröhlich und fröhlich und prieg den Zufall, der sie reich gemacht habe. Als er immer noch schweigend vor sich hinstarrte, senkte sie langsam den noch immer blonden Kopf. Ach, es sei so schwer, all das Glück gleich zu tragen. . . !

Da saßen die beiden alternden Leute, zwischen ihnen dampfte das lockere Hühnchen und sah aus wie ein edles Verlobungsbrot. Und Frau Minna erzählte mit weichstimmiger Stimme, daß auf der nämlichen Silberstunde einst ihr Hochzeitsbraten aufgetragen worden war. Vor Fredrik Agidil aber lag nicht die süße Verlockung einer aerubischen Ehe, einer wohltemperierten Zärtlichkeit auf, nein, er sah sich im Wartezimmer des berühmten Professors, der ihm das Leben erhalten sollte. Seine Niere! Minnas Geld! Ob das Leben konnte noch schön werden! Und er sah Minnas Hand und behielt sie in der seinen. . . . Wenige Wochen später schritt der neugeheiratete Ehemann der Wohnstube des Professors zu. Ein fremdländisch eingerichtetes, düstres, riesengroßes Wartezimmer knickte fast seinen Mut. Nach hängen Stunden ungeduldigen Wartens hand er endlich vor dem Ketter seines Lebens, Bombastus war ein alter Herr mit lebenden Augen und süßlichem Munde. Kalt hörte er den Redefluß des Patienten an. Dann folgte eine lange Untersuchung, ein Klopfen, Drücken, Tasten, Horchen, das Fredrik gewaltig imponierte. Als er sich wieder angekleidet hatte, sah er wie ein armer Sünder vor dem berühmten Arzt und wartete auf das Urteil. Es war sehr still in dem Ordinationszimmer, irgendwo tickte eine Uhr, aus dem Wartezimmer drana nur hin und wieder das ungeduldige Räuspern der Patienten.

Bombastus sah in seinem prächtig besetzten Stuhl am Schreibtisch, der auf Löwenpranken ruhte, und schrieb ein Rezept. Noch immer kein Wort seine Silbe, Fredrik Agidil hatte sich noch nie so klein, so fürchterlich elend gefühlt.

„Herr Professor“ dachte er endlich frohend hervor. „Wie lange kann ich noch leben?“

Lobesamt satterte in dieser Kraas.

Bombastus blinnte ein wenig ärgerlich an. Dann erwiderte er unwillig:

„Ich bitte, sich noch einen Augenblick zu gedulden!“

Resigniert wartete Fredrik Aabild.

Bombastus schrieb gelassen weiter.

Endlich wuschte er die Feder ab, legte sie sorgfältig auf ihren Platz, nahm die Brille von der Nase, wuschte sie umständlich und verpackte sie in seiner Rodtasche. Dann reichte er Fredrik das Reseré

„Zweimal täglich nach dem Essen zu nehmen“

„Herr Professor — wie lange?“

„Nun, drei Wochen müssen sie die Pulver einnehmen.“

„Ich meinte“ — Fredrik Aabild bestand nur noch aus einem einsigen Fraaseseichen.

Aber Herr. dachte Bombastus und zeigte seine rickhen Hautierschöne. „Ihnen fehlt ja nichts! Verdauungsstörungen. Sie werden noch fünfzig Jahre leben!“ — „Aber meine Niere!“ wachte Fredrik schwächern einzuwenden. — Bombastus erhob sich hobelstool und übertrug nun seinen demütigen Patienten um Haupteslänge. Dann ließ er sich hochgrütig vernehmen: „Sie sind also vollkommen gesund. Ihre Niere, die Ihnen so viel Anst macht, ist völlig in Ordnung. Sie wird bei Ihrem dereinitigen Tode ebenlo gesund sein wie jetzt.“ Eine verabschiedende Handbewegung. Aabild durfte noch ergebent nach der Höhe des Honorars fragen und den halben Inhalt seiner Brieftasche auf den Schreibtisch des Gemaltigen legen, dann war er entlassen. Wie neuabedoren schritt er über die Straße. Gesund! Gesund! Alles sah anders aus, so neu, so lachend. Die Menschen, die ihm begegneten, schienen alle hübsch und glücklich zu sein. Drüben stand eine Blumenverkäuferin. Er wollte seiner guten Minna ein paar Rosen bringen; die Liebe. Sanfte, Freundliche! — Er stürzte wie ein Zügel über die Straße. Und im nächsten Augenblick lag er zermalmt auf dem Straßenpflaster. Menschenstimmen — Geschrei. Dann hörte er nichts mehr. Schlummerte ins friedliche Jenseits hinüber, wo es keine Mierentrankebetten, keine berühmten Kräte und keine Kraftwagen geben dürfte, die — einer wissenschaftlichen Feststellung eines berühmten Professors zum Trost — einen Menschen zermalmen, nachdem ihm eben versichert worden war, daß er noch fünfzig Jahre leben könne.

Pünktlichkeit.

Stisse von E. Thomson.

Frischen Wettermann war ein braver Buchhalter, der etwas von seinem Handwerk verstand. Aber er hatte, obgleich kaum zwanzig Jahre alt, schon mindestens fünfzigmal seine Stellung gewechselt. Jedoch nicht, weil er etwa ein so unruhiger Geist gewesen wäre, der es nirgends lange aushält. Im Gegenteil, er gehörte zu den Naturen, die am liebsten bei ein und derselben Firma alt werden möchten.

Frischen Wettermann hatte, bei all seiner beruflichen Lichtigkeit, einen großen Fehler. Und der brach ihm in jeder Stellung bald den Hals. Dieser große Fehler, der Glück seines Lebens, hieß Unpünktlichkeit. Es war nicht das erste mal, daß er sich mit einer Leidenhaft, wie sie nur die Jugend besitzt, schwor, seinen bösen Fehler endlich und endgültig auszurotten.

Es war Neujahr. Morgen würde Frischen Wettermann seine neue Stellung als Buchhalter bei Heinrich Jordan antreten. Heute hatte er noch Zeit, sich ordentlich auszulassen, was er denn auch ausgiebig delorale. Und immersu dachte er an seinen festen Vorlas.

Und wirklich, am Morgen des 2. Januar, dem ersten Tage in seiner neuen Stelle, geschah das unerhörte Wunder, mit einer Verpätung von nur fünf Minuten anzukommen. Das Opfer dieser heldenmütigen Anstrengung war allerdings der Morgentafel, der ungetrunken blieb. Aber trotzdem, es schien, als ob der neue Chef mit dieser auffallenden Pünktlichkeit noch nicht einmal zufrieden wäre. Denn er runzelte die Stirne, sagte aber nichts.

Als jedoch die Tage länger wurden, merkte Frischen Wettermann immer mehr, wie die so heldenhaft unterdrückte Lieblingslunde langsam wieder stärker und stärker wurde. Sein Geist war noch immer willig, aber das böse Flesch wurde täglich schwächer. Jeden Morgen, und wenn er sich auch noch so sehr abquälte, kam er später ins Bureau. Und jeden Morgen wuchs der unterdrückte Grimm des Chefs.

Am 6. Januar erreichte dieser Grimm seinen Höhepunkt. In diesem Tage kam Frischen Wettermann unarsiert und hungrig und eine volle Stunde zu spät ins Bureau. Das war Herr Heinrich Jordan aber doch zu hart. Wenn Sie morgen nicht um acht Uhr hier sind, dann sind Sie kräftlos entlassen, vertrieben Sie.“

Als Frischen Wettermann am Abend dieses Tages nach Hause kam, hatte er einen schweren Kopf. In diesen Zeiten wieder heilloslos werden! Nein, das durfte nicht sein. Stundenlang wälzte er den festssten Entschluß in seinem Kopfe, nun endlich den Dämon der Unpünktlichkeit auszurotten. Sehr spät und sehr müde kroch er endlich in sein Bett.

Als er erwachte, schlief gerade ein goldener Strahl der Morgensonne auf dem gelben Messingblatt der großen Wanduhr, die dem Bette gegenüber hing. Wunderbar gestärkt, wie an keinem der anderen Tage, fand er auf. Er hatte gerade noch vierzig Minuten Zeit. Er rasierte sich hastig und verzichtete mit heroischer Überwindung wieder auf Morantkaffee und Frühstück.

Und wirklich, was noch nie dagewesen war, solange er lebte, er erreichte das Bureau sogar noch vier Minuten zu früh. Seines Steges bewußt und stolz erhobenen Hauptes trat er über die Schwelle. Da kam ihm aber schon Herr Heinrich Jordan entgegen und übergab ihm einen Umschlag. Der enthielt Geld und einen Brief. Aber keinen angenehmen. Frischen Wettermann fühlte instinktiv, was dieser Brief enthielt. Er verwarfte sich und wollte etwas sagen.

Aber Herr Jordan wehrte ungnädig ab und sagte: „Ich will es gar nicht wissen, wo Sie gestern waren. Und verlassen Sie sofort mein Bureau.“

Denn es war der 8. Januar.

Ball auf dem Lande.

Ein ostholändisches Idyll von Siegfried von Beclaf.

Als Erster kam Klavierstimmer Timm. Der Saal wurde geschlossen. Niemand durfte ihn bestreiten. Aber das klägliche Stimmen drang durch alle Türen, bohrte sich durch das ganze Haus, und jeder wußte: nun fängt es an.

Und bald war alles im vollen Gang; Schneiderinnen, Fräulein, Tante Julinka mit den vielen Cousinen, und die bleichsüchtigen Damen vom Doktorat bevölkerten das Haus.

Tanzmeister Buschitzki aus Rensal, oder aus Marischau, wie er sich nannte, wirbelte jeden Abend durch den Saal, kommandierte, klafferte in kalender Masurka verwirrend mit den Fäden in der Luft, stürzte auf die Knie, warf freudig die Arme um den Kopf, um täbkins als Ratete über das Taktett zu lächeln.

Jeden Abend wurde fleißig geübt; Was de Batineur, Das de Quatre, Pavillon, und zum Schluß Lancier, bei dem immer ein Herz zu wenig war, so daß jedesmal der lahme Theodor vom Pastorat einbringen und, wie eine aufscheuchte Fledermaus, zum unerhörlichen Spak der besten Cousinen mitflattern mußte.

Und Tante Julinka hob ein wenig den Kopf, avancierte, retirierte und knirzte vor einem leeren Stuhl, bis einem die Geheimnisse der „richtigen“ Françoise aufgingen. — der richtigen, mit den zwölf Touren.

Und nebenan im Speisesaal drillte der alte Karel, die sechs Bulschwäger im Servieren, die, in abgetragene Fräcke gepreßt, mit Schweiß auf der Stirn bemüht waren, ihre roten Hände in die weißen Glacéhandschuhe zu zwängen.

Und in der Küche herrschte Koch Vinde, mit einem ganzen Stabe von Gefissen und Mägden, die, unten freischend und oben stierend, ohne Aufhören die Treppe zum Souterrain auf und nieder liefen.

Aber allem aber schwebte Karlonchen, den Kapvernden Schlüsselbund am Gürtel, prüfte die Gastzimmer, stavelte die Vorräte auf, gab aus, ordnete an, und vergaß nie, auch für die Tapeuse ein Glas Mandelmilch mit etwas Konfett auf das Klavier zu stellen.

Und dann kam der eigentliche Ball.

Schon am Vorabend hörte das Schlittengesäute nicht auf; die Nachbarn kamen, die Neu-Marulenschen, die Büsterwaldechen, die Hummelseichen, das Pastorat, das Doktorat, aber voll wurde das Haus erst, wenn am nächsten Tage die zehn Schlitten von der Station vorfahren; die Studenten aus Dorpat, die immer dusendweise verschrieben wurden.

Dann begann der Ball, der drei Tage und drei Nächte dauerte; am Tage fuhr man in unächtigen Schlitten pürchenweise durch veräuelten Wald, die Nächte wurden durchtanat, und zwischen durch wurde geschlafen, getrunken oder gesungen.

Im Rauchzimmer spielten die alten Herren Whist und tranken Rotwein.

Im „Bett-Salon“ saßen der Pastor, der Doktor, der Kandidat und der lahme Theodor und spielten Schach zu Dieren.

Im Kabinett neben dem Saal reichten sich, wie im Theater, die Mütter und alten Tanten, und solaten inischelnd hinter langen Vorgangons den schlafschweren Ubalen des Rothlons.

Wenn aber die Françoise kam, hob Tante Julinka ein wenig den Kopf, avancierte, retirierte und knirzte vor einem leeren Stuhl in der Ecke, und zeigte allen, wie man früher die „richtige“ Françoise getanzt hatte, die richtige, mit den zwölf Touren.

Aber mitten im ausgelassensten Tanz wurden die Flügelüren zum Speisesaal geöffnet; niemand durfte im Tanz stehen, niemand sich etwas anmerken lassen, und nur schon kreiffen die Blicke die Tür; dort sah im Konfett der alte gelähmte Graf und starrte in den tanzenden Saal.

Neben ihm stand Tante Felicie. Der alte Graf machte eine müde Handbewegung: „Wer versteht noch heute Masurka zu tanzen!“ Und die Flügelüren schlossen sich aeräuslos.



Die wirtschaftlichen Grundlagen der Familie.

Von der Produktionsfamilie zur Wohnfamilie?
Von Janina Schult.

Gewiß, die Familie ist auch, und sogar in erster Linie, etwas anderes als eine wirtschaftliche Gemeinschaft, aber diese wirtschaftliche Grundlage ist da und darf in ihrer Bedeutung nicht unterschätzt werden. Ein geschichtlicher Rückblick zeigt, wie die grundlegenden Veränderungen, die sich im Lauf der Jahrhunderte in den wirtschaftlichen Verhältnissen vollzogen haben, auch eine Änderung der Formen der Familie mit sich brachten.

Früher, in der Antike und auch noch in den ersten Jahrhunderten n. Chr., zu einer Zeit, die man mit dem Schlußwort geschlossene Hauswirtschaft zu bezeichnen pflegt, da stellte die Familie eine Produktionsgemeinschaft dar. Die Menschen, die sich unter einem gemeinsamen Dache zusammenfanden, versorgten durch ihrer Hände Arbeit alle ihre Bedürfnisse. Auf einem eigenen Stück Land wurde Getreide gesät, im Haus aus den Getreidekörnern Mehl gemahlen, das Brot gebacken. Durch Selbstanbau gewann man auch Flachs, das dann von den fleißigen Hausfrauen- und Haustöchterhänden gesponnen, gewebt und zu Kleidungsstücken vernäht wurde. Auch in der Befriedigung der Wohnungsbedürfnisse war man nicht von fremder Hilfe abhängig: Vater und Söhne errichteten mit vereinten Kräften ein neues Haus, soweit ein solches nötig wurde, und führten am alten Reparaturen aus. Solch eine Familie war eben damals ein „Mädchen für alles“. Eine Arbeitsteilung bildete sich höchstens unter den einzelnen Familiengliedern heraus. Das konnte freilich in einem ziemlich weitgehenden Maße geschehen; denn die alte Familie bot auch zahlenmäßig ein ganz anderes Bild dar als unsere heutige. Sie bestand nicht etwa nur aus Vater, Mutter und einer mehr oder minder beschränkten Kinderzahl, sondern umfaßte so an die hundert Köpfe. Ein gemeinsames Dach umfaßte nicht nur Verwandte in gerader Linie, sondern auch Geschwister, selbst wenn sie verheiratet waren, wohnten beisammen und auch das Gesinde wurde von dem Begriff der Familie umfaßt.

Es bedeutete eine große Revolution auch für die Familie, als später einige Glieder der Familiengemeinschaft, die sich für das Handwerk spezialisiert hatten, aussogen und gemeinsame Niederlassungen gründeten, die sich später zu Städten auswachsen sollten. Dies war ein wichtiger Anstoß zum Weiterausbau der Arbeitsteilung und in immer ausgedehnterem Maße wurde ein Austausch der Produkte, die in den einzelnen Produktionsgemeinschaften hergestellt wurden, notwendig. Das hatte auch für die Familie sehr wichtige Folgen. Sie schmolz zahlenmäßig zusammen; denn sie bot nun nicht mehr für so viele Glieder eine genügende Wirkungsstätte dar, und die einzelnen Personen, die jetzt ihrem eigenen Beruf nachgingen, suchten auch eine eigene Wohnstätte, an einem für die Ausübung ihres Berufs günstigen Ort auf. Die Familie hörte auf, eine sich wirtschaftlich selbstgenügende Gemeinschaft zu sein. Je weiter die Spezialisierung der Berufe und der Warenaustausch, der durch die Verbesserungen in der Verkehrstechnik gefördert wurde, fortschritten waren, um so mehr Aufgaben wurden der Familie entzogen, die ursprünglich in ihr Bereich fielen. Und schließlich, als einige Jahrhunderte darüber hingegangen waren und man sich den Schaden bewußt, da war von der ursprünglichen Produktionsfamilie nicht mehr viel übrig; das neue Gebilde, das nun unter dem Namen Familie auftrat, konnte billigerweise höchstens noch als Konsumtionsgemeinschaft bezeichnet werden. Heute, im 20. Jahrhundert, vereinigen sich die Glieder einer Familie, wirtschaftlich betrachtet, nur noch dazu, um die Gebrauchsgüter, die auf Tausenden Flecken Erde in tausendfacher Arbeitsteilung hergestellt worden sind, gemeinsam zu konsumieren. Nachdem das Wirkungsfeld des Mannes schon längst ganz nach außen verlegt worden war und das Haus das alleinige Reich der Frau verblieb, schmolz auch ihr Arbeitssfeld innerhalb der häuslichen vier Wände immer mehr zusammen. Die Aufgaben, die ihr hier blieben; das Herbeischaffen der fertigen Gebrauchsgüter und die letzte Verarbeitung der Nahrungsmittel in der Küche, wurden, je einfacher sie sich gestalteten, um so ungenügender zur vollen Ausnutzung ihrer Arbeitskraft. Sie waren auch darum nicht mehr in der Lage, die Frau innerlich ganz auszufüllen. So kam die Frauendebewegung ins Rollen und trieb die Frau in den öffentlichen Kampf des Lebens, der außerhalb der häuslichen vier Wände tobte. Die Frau eroberte sich den Zutritt zu einem Berufswelt nach dem anderen. Sie wurde wirtschaftlich selbstständig.

Man kann diese Entwicklung und insbesondere die unmittelbaren Folgen, die sie für die Struktur des Familienlebens hatte, beobachten — zurückgraben läßt sie sich nicht mehr. Die Stellung, die sich die Frauen im Erwerbsleben erworben haben, werden sie nicht mehr verlassen. Sie können

es um ihrer selbst willen nicht und auch das Wirtschaftsleben, das sich auf ihre Mithilfe eingestellt hat, kann sie nicht mehr missen. Man kann darum noch mehr sagen: nicht nur, daß wir nicht mehr zurückkönnen zur Familie von gestern, wir gehen mit einer großen Sicherheit noch weiteren Umwälzungen auch im Familienleben entgegen, zu einer Familie der Zukunft. Wie wird sie aussehen? Das vermag niemand mit Sicherheit voraussagen. Sicher ist jedenfalls, daß von den wenigen Aufgaben, die heute noch dem einzelnen Familienhaushalt zur Erledigung verblieben sind, immer noch mehr abtrudeln werden, ja im Interesse der Gesellschaft, bewußt ihr wegenommen werden müssen. Heute ist die Lage ja so, daß eine große Anzahl der Frauen, die gezwungen sind, auch nach der Verheiratung einem Erwerb nachzugehen um damit zum Unterhalt der Familie beizutragen, gleichsam zwei Berufe auszuüben haben. Das kann auf die Dauer nicht ohne Schädigung ihrer Gesundheit geschehen. Es kann aber auch nicht geschehen, ohne daß mindestens einer der Wirkungskreise zu kurz kommt. Von der Familienseite betrachtet; soich eine Frau kann nicht voll der Aufgabe genügen, für eine rationelle Ernährung ihres Mannes, ihrer Kinder und ihre eigene zu sorgen. Sie kann nicht ein gemütliches und lauberes Heim erhalten. Vor allem kann sie nicht genügend seelische und körperliche Pflege ihren Kindern angedeihen lassen. Vorschläge, die aus diesem unrationellen und in vielfacher Beziehung schädlichen Zustand herausführen sollen, sind schon zahlreich gemacht worden. Sie und da haben wir auch schon Ansätze zu tatsächlichen Reformen. Ihre Richtung läßt sich im wesentlichen dahin zusammenfassen: Rationalisierung und Zusammenfassung der heute in zahllosen Einzelfamilien ausgeübten Tätigkeiten. Also etwa: gemeinsame Küchen mindestens für jedes große Wohnhaus einer Großstadt, gemeinsame Kinderstuben. — Als äußerlich verbindendes Element für solch eine Familie der Zukunft würde schließlich nur noch eine gemeinsame Wohnung bleiben. Wie sich eine solche Entwicklung auch auf die innere Struktur des Familienlebens auswirken würde, läßt sich natürlich schwer übersehen. Sicher ist jedenfalls, daß man nicht ungestraft sich solchen machtwillig treibenden Kräften widersetzen darf, und daß man ruhig abwarten muß, welche neuen Formen sich hier das Leben schaffen wird.

Die praktische Hausfrau.

Bester Platz des Klaviers im Zimmer. Sehr oft bereitet uns die Stellung unseres Klaviers, um das günstigste Licht dafür ausfindig zu machen, beim Wechsel der Wohnung viel Schwierigkeiten und Kopfzerbrechen, zumal wenn Schreibtisch und Instrument gemeinsame Inassen eines Zimmers und nun vereinte Ripalen um des Lichtes gold so fluten, welche beide dazu auch vollberechtigt sind. Ist nun der verfügbare Raum ein großer, so läßt man einen Flügel frei stehen, mit seiner Klaviatur dem Fenster zugewandt, das seine Ende ins Zimmer hineinragt, und erfreut sich nun dank dieser freien Stellung der nun sich frei entwickelnden, von keiner Hemmung beeinträchtigt, um so schöner wirkenden Töne. Aber auch das Piano sollte man nicht an die Wand herantellen, wodurch die Töne unrettungsdumpler und gepreßter klingen, als wenn es frei stünde. Eine schräge Stellung hilft dem schon bedeutend ab. Die dahinter entstehende Lücke kann man durch Aufstellen einer Palme ausfüllen. Man kann aber auch das Piano ganz frei direkt am Fenster aufstellen, und zwar so, daß die Längsseite ins Zimmer ragt, die Dintenseite kann man dann mit Seidenstoff, der in der Farbe passend zu dem Möbelbesatz gewählt wird, bekleiden.

Wie reinigt man Petroleumlampen und Petroleumföcher? Die Reinigung von Petroleumlampen und -föchern erfolgt am besten mit Holzasche; man achte aber darauf, daß sie sehr trocken ist. Man ballt Papier zusammen, taucht es in die Asche und reibt damit das Lampenbedeckel und den Brenner ab. Man erreicht damit einen schönen Glanz, ohne daß das Metall Schaden leidet. Man muß dann noch mit einem trockenen Tuch nachreiben. Eine solche Reinigung ist bedeutend angenehmer und weniger mühevoll als das Waschen mit Seife und Soda und man erzielt denselben Erfolg.

Reinigung von alten Zinngegenständen. Zur Reinigung von alten Zinngegenständen löst man einen halben Liter Bier und Mineraleisessig zu dickem Brei und läßt ihn erkalten. Man taucht dann einen Lappen in die Mischung und reibt mit ihm die zu putzenden Gegenstände ab und wäscht mit einem trockenen Tuch nach. Der Glanz wird erhöht, wenn man mit einem Stück Leder noch einmal nachwinkt.

Fettflecke in Parkett-Bohlen reibt man mit Lötlapier fort, das mit Benzol durchtränkt wurde. Sind die Flecke so alt und hartnäckig, daß sie noch nicht ganz fort sind, so reibt man mit Eisenpänen nach und elättert die Stellen mit Bohnerwachs.

Wandmalerei reinigt man durch Abreiben mit einer roten Zwiebel.